

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 7

Artikel: Der Birnbaum [Fortsetzung]

Autor: Reinhart, Josef

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 19. Februar 1921

Frühlingsahnung.

Von Th. Stauffer.

Ein Windstoß kommt herangebraust, von wannen?
Horch, wie er durch die Wipfel saust der Tannen!
Ein schriller Laut nur. Still ist's wieder.
Und rieselnd fällt der Reif hernieder.
Was war's, liebes Tal?
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden.
Bald rauschen und brausen die Stürme mit Macht!
Und der Frühling erwacht.

Der Schnee floh auf den Bergen schon von dannen.
Tief schwarz dem Winter sprechen Hohn die Tannen.
Nur wenig Zeit nur! Vogellieder
Erschallen froh und freudig wieder.
Glück auf, mein liebes Tal!
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden.
Bald rauschen und schäumen die Bäche mit Macht!
Und der Frühling erwacht.

Der Birnbaum.

Von Josef Reinhart.

Jetzt am andern Abend fand Albert seine Frau in Tränen. Die Hebamme hatte ein Wort gesagt vom Sterben, wenn das Kind keine Mutter finde, die ihm zu trinken gäb.

Albert wollte trösten, aber mit heiterer Weise kam er nicht an, das färbte sich dunkel, eh es ihm aus dem Munde war. Er legte ihr die Hand auf den Arm.

Er hatte ein Wort auf der Zunge; aber er wußte nicht, ob es Honig war oder Gift für seine Frau, die in der letzten Zeit nie mehr mit einem Ton von den Verwandten gesprochen hatte.

Da zog sie seinen Kopf aufs Kissen herab, nah an ihren Mund, als ob er ihr helfen müßte, das schwere Wort aus Tiefen herauszureichen.

„Du, ich wüßt eine, die ihm helfen könnt!“

Albert schaute der jungen Mutter ins Gesicht:

„Meinst die Marebeth!“

„Ich hab's ihr nicht schön gemacht, weiß wohl; aber kann sein, daß sie's vergißt!“

Albert stand auf, als ob ihn das Wort jünger gemacht:

„Sie hilft! das kann ich dir sagen!“

An diesem Abend, als die Rühe im Stalle ruhten, nahm der Albert den Stock und machte den Gang in den Berg zu seiner Schwester.

Marebeths Kind krähte noch in der Stube in seinem Korb, als er eintrat. Dieser Gesang tat ihm weh. Marebeths Mann lächelte ein wenig, als der Schwager ein wenig verlegen seine Bitte vorbrachte; aber die Schwester nahm das Wort auf, warm, wie es war:

„Ich will ihm helfen, ich komm mit dir und nehm ihn mit mir heim; verhungern soll er nicht bei mir!“

Das wollte nun Albert nicht recht verstehen; er meinte, die Theres würde ihr Kind ungern von ihrem Betté lassen, es möchte ihr schaden, wenn sie es nicht mehr sähe beim Erwachen.

Marebeths Mann, der Bannwart, schüttelte aber särlich den Kopf: „Meine Frau mit dem Kinde auf die fremde Stör geben? das wäre eine seltsame Sache, hm!“

Eine Weile wußten sie keinen Weg, bis Marebeth das rechte Wort fand:

„Ich komm mit dir! Und's Bammert-Müti nimmt den Kleinen in das Hinterhaus derweilen. — Ich habe guten Atem und einen langen Schritt, und der Weg vom Nesterahaus zum Saal ist keine Herrgottsweste. Hin und her, man muß einander helfen!“

Sie schlug ein Kopftuch um, und als ihr Kind endlich schlief, gab sie ihm noch ein Tröpflein Weihwasser hinüber

und lachte, wie sie sich über den Rundkopf beugte: „Du Kröttli, mußt halt jetzt dein Fläschlein trinken lernen, vom Großmütli; weißt, dein Ratiönenchen will jetzt ein junger Nester mit dir teilen! Da muß man etwas wagen!“

Sie redeten wenig auf dem Weg, und Albert horchte mit gespanntem Ohr, ob Marebeth die Sache mit dem Birnbaum anührte; aber sie ging in ihren Worten nicht weiter zurück als bis zum jungen Nester und seiner Mutter, schmälte auch noch ein bißchen, daß er sie wohl zu viel angespannt habe. Das wollte nun Albert nicht haben, und indem er den Vorwurf von sich abwarf, stellte er von seiner Frau im Abwärtswandern ein Bildstöcklein auf, daß seine Schwester neben ihm lächeln mußte:

„Weißt, ein wenig teilen sollten wir können mit ihr von unserem Wesen; dann wäre der junge Nester vielleicht hellau.“

Als sie zum Hause kamen, spät in der Nacht, hielt Albert seine Schwester am Ärmel an:

„Hörst, wie es weint, das Kind! hörst, wie sie tröstet!“

Marebeth ging voraus und trat ein, wie wenn sie erst am Morgen die Tür hier zugezogen hätte.

Sie brachte einen Spaß in die Stube, einen astderben: Man müsse eben alles lernen, auch das Kinderhaben, sagte sie, das sei wie das Salatsecken; das zweitemal geraten sie schon besser. Da mußte die Wöchnerin ein Tönlein lachen in ihrem Elend.

Albert blieb nicht lange mehr in der Stube, als die Schwester wirtschaftete, wie wenn sie nie hier fortgewesen. In dieser Nacht konnte er zum erstenmal wieder an einem Faden schlafen.

Am andern Morgen, als Marebeth das Kind badete, schaute ihr die junge Mutter zu. Wer sie hatte die Hand ein wenig vors Licht gezogen; denn es blendete sie noch. Oder sie möchte nicht sehen, wie eine andere ihr Kind geschweigen konnte. Und als sie dann das behagliche Schlucken hörte an der Brust der Schwägerin, hielt sich die Mutter still und drückte die Augen zu.

Als das Kind satt und fast blumig in seinem Korbe lag und still wie ein getränktes Gartensalätklein seine Nestermilch verdaute, stand Marebeth auf:

„Bis zum Abend bin ich wieder zurück, du! Weißt, ich muß doch meinen Nichtsnutz im Berg heimsuchen, daß er nicht aus dem Geleise kommt; leicht nimmt er auch gern ein Mutterköpplein über den Mittag!“

So trug Marebeth ihren reichen Mutterquell hinan in den Berg und am gleichen Tage wieder ins Nesterhaus hinab, wirtschaftete daneben, machte dem Albert eine Habersuppe und am Mittag ihrem Manne droben eine Erbsensuppe. Und der Albert schächte im Stall und in der Scheune, pfiff ein Lied und ging von der Gabel weg stracks hinein, brachte seiner Frau ein Spätzlein von draußen und einen frischen Harzdust aus dem Holz; er scheute sich nicht mehr, das Büblein auf den Arm zu nehmen, brauchte sich nicht mehr zu räuspfern, bis er den rechten Nesterton zu seinem Liedlein fand; aber geschweigen konnte es vorläufig nur noch eine Nesterin.

Die junge Mutter durfte aufstehen, wusch selbst und

badete ihr Kind, und stand dabei, wenn Marebeth ihm zu trinken gab.

„Sorg auch für dich, Marebeth: Nimm das! Vergiß dich nicht!“ Sie tischte der Schwägerin auf, nötigte sie, gab ihr ein Tuch um die Schultern, daß sie sich nicht erkältete.

Sie stand am Fenster, wenn Marebeth die Straße hinaufging; sie stand vor der Türe, wenn sie herunterkam. Einmal wollte sie ihr die Hand geben; aber sie tat es doch nicht.

Der Albert hatte einen Glanz in seinen Augen, wenn seine Schwester bei seiner Frau am Tische saß und er sie einander duzen hörte.

Als das Nesterkind schon tapfer an seiner Flasche zog, blieb die Marebeth einen Tag aus, auch am andern Tage kam sie nicht, da schickte Theres den Mann in den Berg mit einem Pfändlein Zucker: „Leicht fehlt ihr etwas; es macht mir Angst!“

Marebeth lag zu Bett; sie hatte sich zuviel aufgeladen und lag bleich in ihren Rissen. Aber sie hatte einen Spaß, als Albert kam: Einst als ledig, habe sie zwei Schäze gehabt und sei gesund geblieben; jetzt habe sie wieder zwei und werde frank. — — —

Da machte sich eines Morgens Theres, die junge Nesterfrau selber auf den Weg und stieg mit dem Büblein auf dem Arm in den Berg.

Marebeth aber saß schon wieder mit einer Arbeit am Fenster an der Sonne, nur noch ein wenig bleich.

Theres setzte sich zu ihr, und die beiden Büblein guckten einander in die Augen.

Die junge Nesterin hatte schon lange ein Wort zu äußerst, aber es klebte schwer an ihrer Zunge:

„Du, der junge Nester wär alt genug und groß genug zur Taufe. Jetzt, wenn du wieder gesund bist, wär's mir lieb und recht, wenn du ihn wolltest in die Kirche tragen. Und vergessen, das mit dem Birnbaum — es wär mir lieb, wenn du das vergessen wolltest!“

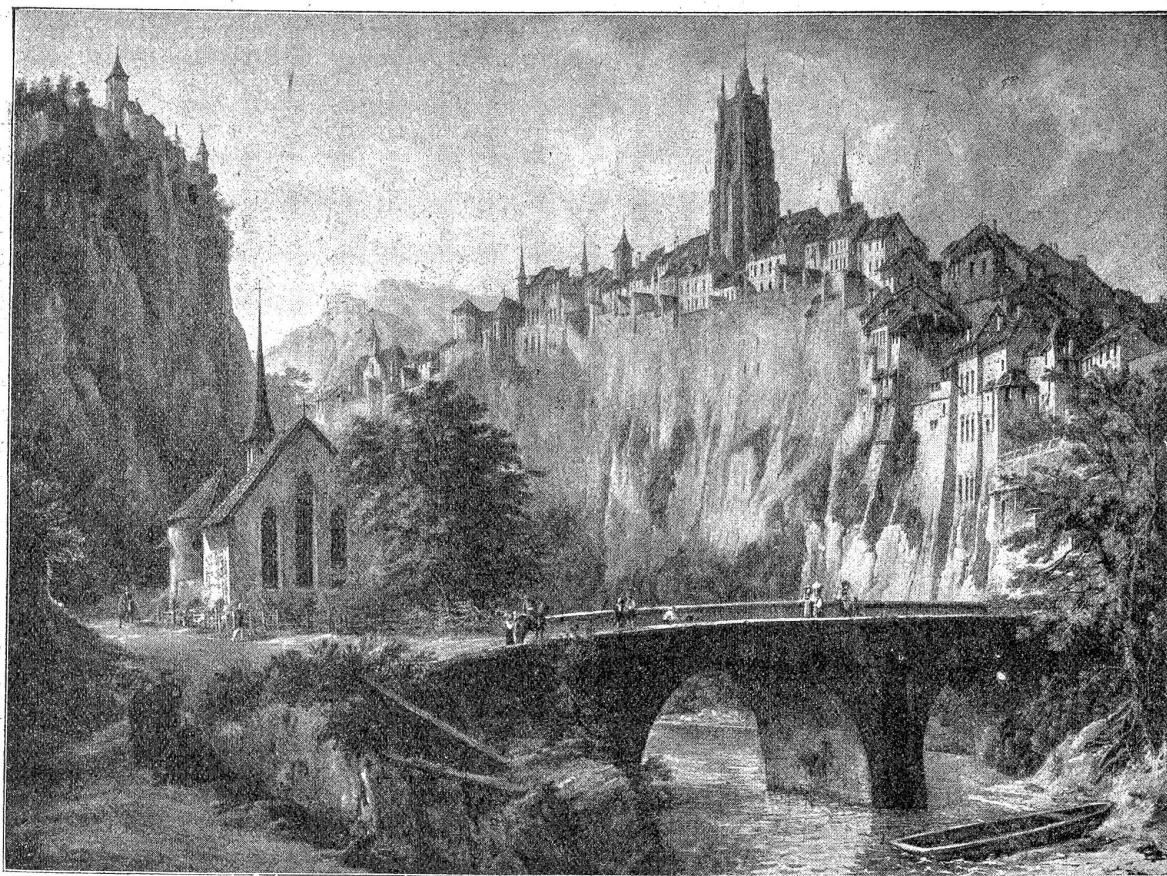
Die Marebeth sagte „Ja“ und wehrte aller weitern Rede ab. Und auch der Josep sagte „Ja“. Und so tauften sie das Büblein an einem schönen Wintersonntag auf den Namen des Großvaters.

Und als sie wieder alle am Tische saßen und vom weißen Schnee vor den Fenstern und vom weißen Tischzeug in der Stube und von der Sonne am Haften und vom Glanz der Nesteraugen alles heiter war in der Stube, legte Albert seiner Frau die Hand auf den Arm, und sie senkte den Kopf errötert auf das Büblein in ihrem Schoß:

„Wenn's euch recht ist!“ sagte der Albert, „so soll es sein, wie's früher ist gewesen im Nesterhaus. Und der Birnbaum vom alten Nester bleibt unverteilt!“

Sie tranken noch ein Glas oder zwei; sie sangen auch noch ein Lied, und das junge Nesterlein krähte in das Lachen hinein, und glänzte mit den Auglein, als ob es zeigen wollte: „Ich helf auch mit, sobald ich kann, versteh die Melodie!“

Als die Nesterleute aufstanden, nahm Theres, die junge Mutter, mit freirotem Kopf das Wort noch einmal auf, und sie mußten ihr in die Hand versprechen, am Betttag,



Freiburg in der Schweiz. (Nach einem Gemälde von Domenico Quaglio.)

beim Nestermahl nie mehr zu fehlen, und sie ging mit dem Josep und der Marebeth, den Kindern und dem Albert bis vor das Hausdach und schaute ihnen mit dem Büblein auf dem Arme nach, bis ihre Gestalten in der Dämmerung verschwunden waren.

— Ende. —

„Vivos voco“.

Ein Bild werktätiger Hilfe auf unserem Boden.

Von A. Fankhauser.

„Wir töten so viel. Wir töten ja nicht nur in den dummen Schlachten und Straßenschießereien, in den dummen Hinrichtungen..., wir töten auf Schritt und Tritt. Wir töten, indem wir begabte junge Menschen aus Not in Berufe gehen lassen, für die sie nicht geeignet sind. Wir töten, indem wir vor Armut, Not, Schande die Augen zudrücken. Wir töten, indem wir aus Bequemlichkeit abgestorbenen Einrichtungen in Gesellschaft, Staat, Schule, Religion gelassen zusehen...“

„Und immer wieder werden wir Gläubigen der Zukunft jene alte Forderung erheben: „Du sollst nicht töten!“ Auch wenn alle Gesetzbücher der Welt einmal das Töten verbieten werden, einbezogen das Töten im Krieg und das Töten durch den Henker, wird die Forderung nicht verstummen.“

Mit diesen Worten eröffnete Hermann Hesse seine Arbeit an der Zeitschrift, die von ihm und R. Wolterod vor einem Jahr zum ersten Mal herausgegeben wurde. Ein entschlossenes Programm, gegründet auf eine Überzeugung, die die Gegensätze einer ganzen zerrissenen Welt einigt in dem uralten lebenbejahenden Wort der Bibel:

Der vergangene erste Jahrgang des Vivos voco arbeitete nach diesem Programm; Politik, Volkswirtschaft, Sozialgesetzgebung, Fürsorge, Kunstkritik, Literaturbesprechungen, novellistische Beiträge sind abgestimmt auf das einheitliche Thema: „Wie retten wir bedrohtes Leben, wie retten wir die Werte des Lebens hinüber aus der verfinsterten Gegenwart in die hellere Zukunft?“

Wenn der Grundton der Abhandlungen kein heller sein kann..., die Verheerungen der vergangenen Jahre sind zu groß gewesen..., so stimmt das gläubige und willige Suchen der Zeitschrift nach Mitteln und Wegen versöhnlich und erhebt jeden Leser aus der Trübe empor zur Hoffnung. Da ist nichts von Hass und Pessimismus, nichts vom Geist und Erbe des Krieges, keine vernichtende Revolutionsstimmung, kein Niederreißen. Da ist der Geist, von dem der Prophet sagt: „Das zerstörte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wir er nicht auslöschen.“ Wenn irgendwo unter der Jugend in Frankreich oder Italien eine versöhnende Stimme klingt, eine Zeitschrift nach Gemeinsamkeit ruft, ein Staatsmann Einsicht zeigt, dann wird darauf verwiesen; wenn irgendwo in einem Genesungsheim auf Schweizerboden schon verlorene Kinder gerettet werden und mit frisch glänzenden Augen dem Leben entgegenlachen, dann ruft Vivos voco: „Ahmt es nach! Helft, rettet!“ Wenn die Sozialgesetzgebung in Deutschland das Elend der Mütter, welche in Berufen stehen, lindert, so weist sie darauf hin: „Und dort und dort... gibts noch viel zu lindern!“

Die Probleme der Gegenwart werden im Lichte dieses Geistes zu einer Einheit: Die Revision der Friedensverträge, die ausgebauten Fürsorge, die erneuerte Erziehung, die Wiedergeburt der Literatur, der neue Geist der Gemeinsamkeit, sie können nur als ein Ganzes kommen. Aber daß sie kommen, wird gefordert, und daß die Forderung erfüllt werde, dafür will Vivos voco sorgen helfen: Es will sich